

Briefen an seine Braut und an Dr. Fließ, finden sich viele Angaben; dazu kommt die persönliche Vertrautheit des Verf. mit Freud sowie das Zeugnis der Familie und der Bekannten. Der vorliegende Band umfaßt das Leben bis zu dem Zeitpunkt, wo Freud nach langem Ringen seiner Methode und der sie unterbauenden Theorie wenigstens in den Hauptzügen sicher geworden war. Die Bewunderung für den verehrten Meister spürt man überall. Aber sie hat wohl nicht dazu geführt, irgendeine Tatsache zu verheimlichen, wohl aber an einer oder der andern Stelle, ihn günstiger zu beurteilen. Allerdings wird er als bewundernder Schüler ihn auch anders gesehen haben als andere, die mit Freud nicht einig waren. Daß Freud bei einer entscheidenden Auseinandersetzung mit Jung einen Ohnmachtsanfall erlitt, weist doch wohl darauf hin, daß er nicht so bereit war, auf die Meinungen anderer einzugehen, wie J. dies darstellt. Unangenehm wirkt das Bestreben, für jedes Ereignis im Leben Freuds eine tiefenpsychologische Erklärung anzubieten, statt sich mit der Darstellung der Tatsachen zu begnügen. Die Überzeugung von der Richtigkeit der Freudschen Theorie verführt sogar dazu, in seiner Kindheit Dinge anzunehmen, die gar nicht oder nicht genügend bezeugt sind. Jedoch ist im ganzen das Streben nach einem unvoreingenommenen Bericht nicht zu verkennen. — Freud hat es in seinen Anfängen nicht leicht gehabt. Bis in sein Mannesalter hinein hatte er mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Seinen Entdeckungen stand man zunächst ablehnend gegenüber und er fühlte sich vereinsamt. Er war ein unermüdlicher Arbeiter. Nur langsam und unter Mühen und Zweifeln gelangte er zu seinen Einsichten. In seinem persönlichen Leben war er genügsam und einfach, eher puritanisch, und für die Seinen ein guter Familienvater. Die eigentlich ärztliche Tätigkeit sagte ihm wenig zu. Die Triebfeder seines Lebens war ein „leidenschaftlicher Wissensdrang“ (345), „ein übermächtiges Verlangen nach Wahrheit um jeden Preis“ (374), nach Freuds eigenen Worten eher philosophischer Natur: „Ich habe als junger Mann keine andere Sehnsucht gekannt als die nach philosophischer Erkenntnis“ (404). Es ging ihm in Wirklichkeit um das Wesen des Menschen und den Sinn des Lebens. Aber der Zeitgeist war der Philosophie nicht günstig. Auch Freud geriet schon früh unter den Einfluß des Positivismus und Mechanismus, die damals in der Medizin herrschten; man war überzeugt, daß alles Geistige das Ergebnis von physiologisch-chemischen Vorgängen in Gehirn und Nervensystem sei und daß man dies bald werde nachweisen können. Auch Freud begann mit Gehirnanatomie und -physiologie sowie

Neurologie und hat auf diesem Gebiet bemerkenswerte Arbeiten veröffentlicht. Von diesen Anfängen hat er sich nie ganz freigemacht. Und doch war er es, der das Psychische in seiner Eigenart wieder in sein Recht einsetzte und aus sich selbst zu verstehen suchte, was im Widerspruch zu den herrschenden Strömungen stand. Er, der Erforscher des Seelenlebens, glaubte wohl überhaupt nicht an das Dasein einer Seele, sicher nicht an deren Unsterblichkeit wie auch nicht an Gott. So blieben ihm gewisse Seiten des Psychischen verborgen. Er übersah dessen eigene und eigenartige Determinationsweise und hielt sich immer an einen Determinismus, der nur für das Stoffliche gilt. Das ganze höhere Seelenleben blieb für ihn immer nur die Wirkung des unbewußten Dranges nach Wunscherfüllung, und die Eigenständigkeit und das Selbstsein der menschlichen Person kamen nie in Sicht, wie auch nicht, daß es neben dem Unbewußten der Triebe auch das Überbewußte geistiger Einsichten und Bestrebungen gibt. Seine Entdeckungen waren genial und haben ein bisher fast unbekanntes Gebiet zugänglich gemacht. Aber seine weltanschauliche Stellung, die mit den von ihm entdeckten Tatsachen nichts zu tun hat, ist schuld daran, daß die Psychoanalyse vielfach zur Bedrohung der menschlichen Würde und Freiheit geworden ist, zu einer Methode, mit der man die Nichtigkeit der Überzeugung von dem Dasein des Geistigen und Personhaften nachweisen sowie jedes höhere Streben als verstecktes Suchen nach Erfüllung uneingestandener Wünsche entlarven zu können glaubt. Nicht ohne Grund scheint Freud selbst zuweilen Angst vor den möglichen Folgen seiner Entdeckung gehabt zu haben, deren mögliche Folgen er dunkel ahnte (359). Nur langsam macht sich die Tiefenpsychologie von diesen Geburtsfehlern frei, um das zu werden, was Freud eigentlich wollte, eine Hilfe für die Menschheit. A. Brunner SJ

Herzog, Edgar: Psyche und Tod. Wandlungen des Todesbildes im Mythos und in den Träumen heutiger Menschen. (Studien aus dem C. G. Jung-Institut, Bd. XI, 262 S.) Zürich, Stuttgart 1960, Rascher. Ln. DM 22,—.

Im Mythos sucht der Mensch sich mit den großen Mächten des Lebens dadurch auseinanderzusetzen, daß er sie gestaltet. Es wäre sonderbar, wenn dazu nicht auch der Tod gehörte. In der Tat sind die Mythen über den Tod und seinen Ursprung zahlreich. Die erste Haltung des Menschen dem Tod gegenüber ist das Grauen und die Flucht. Ihr gegenüber bilden die verschiedenen Gestalten, unter denen der Tod im Mythos erscheint, bereits eine erste Auseinandersetzung. Der Tod ist die verhül-

lende Verbergerin, oder der alles verschlingende Rachen eines Hundes oder Wolfes. Auf eine beginnende Erkenntnis auch einer positiven Seite weisen die Symbole der Schlange und des Vogels hin. Endlich erscheint der Tod in menschlicher Gestalt. Ohne etwas von seinem grauenvollen Geheimnis zu verlieren, wird der tötende Tod zugleich zum Ausdruck des zeugenden Lebens; er gehört zur menschlichen Ordnung, in die sich der Mensch einfügen muß; zugleich erfährt dieser, daß er wesentlich in einen Bereich hineinragt, der über dieses Leben hinausweist. Auffallend ist, wie der zweite Teil zeigt, daß ähnliche Symbolgestalten wie im Mythos auch in den Träumen heutiger Menschen auftreten. Der Verf. kam in seinen Behandlungen zu dem Schluß, daß die Todesfurcht, die Angst davor, das Leben mit seinen nötigen Wandlungen und damit den Tod zu übernehmen, an der Wurzel vieler seelischer Erkrankungen liegt und daß man in vielen Fällen den Bereich des Sexuellen zu dieser tieferen Schicht der Existenz durchstoßen muß, um die Krankheit zu verstehen. A. Brunner SJ

Oraison, Marc: Zwischen Angst und Illusion. Christliche Existenz in tiefenpsychologischer Sicht. (208 S.) Freiburg 1960, Herder. Ln. DM 12,80.

Die Tiefenpsychologie hat gezeigt, daß der Mensch auf die vollkommene Koexistenz angelegt ist, daß aber diese Vollkommenheit nie erreicht wird und oft schwer gestört ist. Dies wird gezeigt an der ehelichen Gemeinschaft, an der Entwicklung des Jugendlichen wie auch an einzelnen Fehlentwicklungen. Das Neue des Christentums aber liegt darin, daß es den persönlichen Gott geoffenbart hat, mit dem der Mensch in eine persönliche Beziehung treten soll. Aber auch dieses Gespräch scheitert vielfach. Christentum und Tiefenpsychologie kommen also von verschiedenen Seiten an den Menschen heran, ergänzen sich und stimmen in vielen Punkten überein. Auf letzte Fragen, die die Psychologie wohl stellt, aber nicht beantworten kann, gibt die Offenbarung Auskunft. Für den Laien wird das leicht lesbare Buch manche Anregung bringen. Etwas störend wirkt für den deutschen Leser, daß die heutige Tiefenpsychologie trotz vieler Wandlungen als Freudsche Psychologie bezeichnet wird.

A. Brunner SJ

Biographien

Gollub, Wilhelm: Tiberius. (350 Seiten) München 1959, Georg D. W. Callwey. DM 22,—.

Wer war Tiberius? Es war vor allem Tacitus,

der das Bild bestimmte, das sich die Nachwelt von ihm machte: ein düsteres Bild. Es hat lange gedauert, bis man es wagte, gegen den Geschichtsschreiber mit dem feierlich verkündeten Prinzip: *sine ira et studio*, den Vorwurf der Parteilichkeit zu erheben. Wilhelm Gollub zeugt ihn der allerschlimmsten Parteilichkeit und stellt uns Tiberius noch bedeutend günstiger dar als jüngst Gregorio Maraón in seinem gleichnamigen Buch. Wer war Tiberius als römischer Princeps?

Besehen wir sein Werk, den Umbau des römischen Staates. Er führt nur weiter, was Augustus bereits geschaffen hatte. Aus der senatorischen Republik mit ihrer einheitlichen Spitze, eben dem Senat, wurde ein Nebeneinander zweier oberster Gewalten — wenigstens dem Namen nach. Dieses „dem Namen nach“ hat einen merkwürdigen Doppelsinn. Einmal scheint deswegen kein Dualismus zu bestehen, weil rein formalrechtlich oder verfassungsmäßig der Senat weiterhin Haupt des Reiches bleibt. Dem äußeren Scheine nach blieben der Senat und die klassischen Behörden und Ämter im Vorrang: die Konsuln, Prätores, Adilen und Quästoren. Der Vorrang der Konsuln kam z. B. dadurch zum Ausdruck, daß der Princeps sich erhob, wenn die Konsuln erschienen. Von diesen klassischen Ämtern aus ließ sich auch gar kein Weg zu einer fürstlichen Alleinherrschaft bahnen. Er ging denn auch tatsächlich über die nichtklassischen Ämter, die sogenannten „Paramagistraturen“ wie das Volkstribunat und das Prokonsulat. Nur sie gestatteten eine Machtausweitung ohne handgreifliche Verletzung der überlieferten Staatsverfassung. Diesen Weg haben erst Augustus und Tiberius mit jener Klugheit und Rücksichtnahme auf überlieferte Formen beschritten, die dem Prinzipat Dauer verliehen (Julius Cäsar war gescheitert).

Der andere Sinn des „dem Namen nach“ liegt darin, daß tatsächlich eine echte Monarchie bestand, d. h. der Senat und die klassischen Ämter nebensächlich geworden waren, weil die wirkliche Macht in der Hand Cäsars vereinigt war: das Heerwesen, die Clientel oder der persönliche Anhang, die Kontrolle der Wirtschaft, das Nachrichtenwesen und die Polizei.

Dies ist der Tatbestand. Wie ist er zu bewerten? Tacitus sieht in Augustus und vor allem in Tiberius einen Tyrannen, den Räuber der Freiheit, einen Wüterich und blutbefleckten Feind der Menschheit. Wenn wir von den Vorwürfen wegen einzelner Greuelthaten (die Tacitus nicht glaubhaft nachweisen kann) des Tiberius absehen, so ist der Anklagepunkt der: Tiberius hat die altrömische Daseinsform zerstört. Dem gegenüber weist Gollub darauf hin, daß Tiberius ein Freund republikanischer Überlieferungen und Einrichtungen war, daß aber das bis-